

St. Hedwig 2016

50. Jahrestag der Grundsteinlegung

Erinnerungen eines Pfarrkinds

Höhenhaus - das ist, wie es mir gegenüber ein Urkölnler einmal mit liebenswürdiger Herablassung formulierte, „auch ein Vorort“. Ganz unrecht hatte er nicht. Die meisten Kölner werden wohl nur eine ungefähre Vorstellung haben, wo Höhenhaus liegt, wenn sie es nicht gleich mit Höhenberg verwechseln. Als meine Familie nach dem Mauerbau 1961 hierhergezogen ist, war ich anderthalb Jahre alt. Wir kamen aus Berlin. Für ein Ehepaar mit sechs Kindern war es in dieser turbulenten Zeit nicht einfach, in Westdeutschland eine neue Heimat zu finden. Mit etwas Glück und – wie sich das in Köln gehört – mit ein paar Beziehungen landeten sie hier in Höhenhaus. Das notwendige Haus war allerdings noch nicht ganz fertig. So wohnten wir zuerst einmal in einer viel zu kleinen Wohnung in einem der so genannten Hochhäuser in der Posadowskystraße. Erst nach einigen Monaten konnten wir dann in unser Reihenhaus in der Von-Ketteler-Straße umziehen. Alles war nagelneu und noch sehr ländlich. Einmal rannte eine irgendwo ausgebrochene Herde Kühe durch die Straße und verwüstete die gerade erst angepflanzten Vorgärten. Die Gärten waren wohl durch Zäune geteilt, aber noch lange nicht durch Hecken und Mauern, so dass man ungewollt viel von dem mitbekam, was bei den Nachbarn passierte.

Überall wohnten Großfamilien mit vielen, manchmal mehr als zehn Kindern. Mein Vater war von Beruf Kinderarzt und hatte nicht nur in seiner Praxis, sondern auch mit Hausbesuchen nach Feierabend viel Arbeit. Für uns Kinder gab es dagegen wenig zu tun. Gelegentlich begleiteten wir die Mutter zum Einkaufen bis zum Kaiser's, der sich in der Häuserzeile befand, in dem sich jetzt das Lokal „Im alten Brauhaus“ befindet. Die Milch holte man damals in einer Milchkanne. An der Fleischtheke bekamen wir manchmal einen Zipfel Fleischwurst geschenkt. Neben dem Kaiser's lagen eine Drogerie und ein Schreibwaren- und Spielzeuggeschäft, an dessen Schaufenster wir Pänz uns die Nasen plattdrückten. Im ersten Stock gab es eine Zahnarztpraxis, wo uns die Milchzähne behandelt und nötigenfalls auch gezogen wurden.

Ich weiß nicht, wann wir Kinder mitbekamen, dass wir uns in Köln befanden. Die Innenstadt war weit weg. Ich erinnere mich, wie leer die Stadt damals noch wirkte. Es gab noch viele unbebaute Grundstücke, etwa zwischen Dom und Rhein, wo heute das Museum Ludwig steht, oder auch vor dem Rathaus. Selten kamen wir zum Einkaufen in die Innenstadt. Wir Kinder trugen ja meistens die Kleider der älteren auf. Manchmal ging es sonntags in die Innenstadt zur Kirche. So lernten wir die romanischen Kirchen kennen, von denen damals aber auch viele noch nicht wieder aufgebaut waren. Einmal besuchten wir die Christmette in St. Gereon, vielleicht weil dort der berühmte Stadtdechant Robert Grosche Pfarrer war. Für mich war die Messe enttäuschend, da sie unter den Trümmern der Kirche in der viel zu kleinen und düsteren Krypta stattfand. Wir Höhenhauser waren besseres gewohnt. Unsere Pfarrkirche hieß St. Johann Baptist. Für uns war dieses noch keine zehn Jahre alte Gotteshaus ein riesiges Gebäude, freundlich und hell. Die Messe wurde damals noch ganz selbstverständlich auf Latein gefeiert. Ich glaube, dass ich mich dabei oft ein wenig gelangweilt habe und mir deshalb allerlei Unfug einfallen ließ. Am schönsten war es noch, in einem Kindergebetbuch zu blättern. Falls man das vergessen hatte, gab es noch das »Gebet- und Gesangbuch für das Erzbistum Köln«. Darin lagen ein paar Heiligenbildchen. Vornean konnte man sich in die Betrachtung von Stephan Lochners »Madonna mit dem Veilchen« vertiefen. An dem darüberliegenden Blatt aus hauchdünnem Seidenpapier erkannten wir, dass es sich bei diesem Bild um etwas besonders Wertvolles handelte.

In St. Johann Baptist waltete Pfarrer Johannes Adelpkamp. Er war Anfang der 60er Jahre gerade einmal sechzig Jahre alt und mir deshalb uralt vor. Er hatte für mich etwas Ehrfurchtgebietendes. Eines Abends, als wir Kinder schon im Bett lagen, klingelte es an der Haustür und wir hörten eine fremde Stimme. Neugierig, schlichen wir uns im Pyjama leise auf die Treppe, um zu schauen, wer da noch zu Besuch kam. Es war Kaplan Freund, der offenbar auch bei unseren Eltern, wie es damals üblich war, einen Hausbesuch machte, um die Familien in der Pfarrei kennenzulernen. Kaplan Freund war Anfang dreißig und sollte bald eine wichtige Rolle spielen.

Zunächst aber stand für mich ein wichtiges Ereignis an. Anfang 1965 war die Schule in der Von-Bodelschwingh-Straße fertiggestellt worden. In dem brandneuen Gebäude besuchte ich die erste Klasse der katholischen Volksschule. Offenbar hielt man den Weg bis zur Pfarrkirche Im Weidenbruch für zu weit. Daher fanden die Schulgottesdienste zunächst in der Turnhalle statt. Mir ist vor allem in Erinnerung, dass die Halle sehr voll war. Offenbar sogar zu voll, denn ich habe während einer der Messen das Bewusstsein verloren und musste nach Hause gebracht werden.

Auch uns Kindern wurde bald erklärt, dass unsere Siedlung eine eigene Pfarrkirche erhalten sollte. So kam es zur ersten Spende meines Lebens. Für einen Kirchbaustein trennte ich mich von fünf Mark, die ich wahrscheinlich zu Weihnachten oder zum Geburtstag geschenkt bekommen hatte. Die Bauarbeiten kamen schnell voran. In der Zwischenzeit begannen für uns die Vorbereitungen auf den Empfang der Erstkommunion. Der Unterricht dafür fand im Wesentlichen in der Schule statt. Selbstverständlich sollten wir alle vorher zur Beichte gehen. Noch heute weiß ich, dass mir dieser Weg nicht leichtgefallen ist. Natürlich gab es etwas, was mich bedrückte und über das ich eigentlich nicht gerne sprechen wollte. Die Beichte selbst war dann allerdings ganz kurz und sozusagen schmerzlos. Kein Wunder, dass der hinter seinem Gitter unsichtbare Geistliche nicht viel sagte, da ja 77 Erstkommunikanten aus St. Hedwig ihr Herz ausschütten wollten.

Die Hoffnung, dass die Erstkommunion bereits in unserer neuen Pfarrkirche stattfinden konnte, erfüllte sich nicht. So mussten dafür 1967 noch einmal nach St. Johann Baptist. Meine jüngere Schwester trug das klassische weiße Kleid, ich einen, wie ich fand, etwas lächerlichen Anzug. Die große Kirche war an diesem Tag richtig voll. Am Nachmittag fand dann noch ein Dankgottesdienst statt, in dessen Verlauf auch unsere neuen Rosenkränze gesegnet werden sollten. Meinen hatte ich allerdings zu Hause vergessen und konnte ihn daher nicht, wie die anderen, zum Segen hochhalten.

Knapp zwei Monate später fand in St. Hedwig der erste Gottesdienst statt. Die Kirche stand, aber es fehlte noch an fast allem. Weder gab es einen festen Altar, noch einen Taufstein oder irgendwelche Bilder. Aber wir spürten: das war unsere Kirche. Der viereckige Innenraum mit den freundlichen Bruchsteinen wirkte viel familiärer als die feierliche Kirche St. Johann Baptist. Es gab natürlich Dinge, die uns fremdartig vorkamen: zuerst der hohe, offene Dachstuhl, dann das winzig kleine Fenster über dem Altar und das dunkle Seitenschiff. Am seltsamsten war sicherlich der goldene Pinienzapfen auf dem Dach. Wie gerne wüsste ich, wer sich den Namen St. Ananas ausgedacht hat.

Erst langsam füllte sich die Kirche. Sie erhielt einen Altar, die kleine Muttergottesstatue und das Kreuz. Darüber gab es zum Teil heftige Diskussionen. Probeweise wurde in der Mitte der Kirche auch einmal die Darstellung einer Taube aufgehängt. Sie sollte darstellen, wie der Hl. Geist über der versammelten Gemeinde schwebt. Respektlos und wahrscheinlich erfolglos haben wir in der Schulmesse versucht, diesen armen Vogel als Zielscheibe für kleine Papierkügelchen zu benutzen. Nach einer Weile ist die Taube wieder abgehängt worden.

St. Hedwig war und ist ein wunderbarer Ort, um Gottesdienst zu feiern. Ganz besonders erinnere ich mich natürlich an die prachtvollen Osternachtsfeiern, bei denen der warme Stein im Licht der Kerzen leuchtete. Die Kerzen waren natürlich nicht ungefährlich. Bei einer besonders feierlichen Messe fing

einmal das hinter dem Priestersitz herabhängende Messgewand unseres Subsidiars Msgr. Künstners durch eine dort abgestellte Kerze selbst Feuer.

Als Ministrant habe ich mich nicht bewährt. Anfangs wurde die Messe ja noch auf Latein gefeiert. Wir mussten lateinische Antworten auswendig lernen, vor allem das schwierige Schuldbekennnis, das Confiteor. Das einzige mir darin bekannte Wort hieß „omnibus“. Mit der schrittweisen Einführung des deutschen Messbuchs wurde dann alles einfacher und verständlicher. Selbst im Bereich der Kirchenmusik gab es Veränderungen. Für die Jugendlichen fanden plötzlich „Jazzmessen“ statt. Dazu spielte eine richtige Band mit Schlagzeug, Blechmusik und Gitarren! Und wir sangen englische Lieder wie „Oh when the Saints go marching in“. Die Kirche rockte!

Die klassische Volksfrömmigkeit blieb dagegen ein wenig auf der Strecke. Eine dauerhafte Fronleichnamsprozession kam in der kleinen Gemeinde nicht zustande. Kein Problem: die gab es ja in Mülheim in der wunderbaren Form einer Schiffsprozession. Da wunderten mich allerdings die Böllerschüsse, die zu Ehren des Allerheiligsten abgeschossen wurden.

1970 gehörte ich zu den ersten Jugendlichen, die in St. Hedwig gefirmt wurden. Die Vorbereitung darauf hat mir den Empfang dieses Sakraments nicht leichter gemacht. Hängen blieb, dass es einen guten und einen schlechten Geist gebe. Der gute Geist zeige sich in guten Taten, der schlechte eben in den schlechten. Anderen etwas wegnehmen, die Eltern belügen, und so weiter, das zeuge vom schlechtem Geist, während guter Geist da herrsche, wo wir alten Leuten über die Straße helfen, an die hungernden Kinder ich-weiß-nicht-mehr-wo denken und uns um Außenseiter kümmern. Aber was es nun mit dem Heiligen Geist auf sich hatte, das erschloss sich dabei nicht. Gespannt wie ein „Pflitschebogen“ war ich natürlich auf die damals in der Firmliturgie noch vorgeschriebene Ohrfeige, die der Bischof jedem Firmling geben sollte. Weihbischof Frotz entledigte sich dieser Aufgabe mit größter Zurückhaltung. Einen Kölner Erzbischof haben wir in St. Hedwig nie gesehen. Dafür kamen gelegentlich Bischöfe aus Afrika und Südamerika, z. B. Bischof Adriano Hypólito aus Brasilien. So gewannen wir eine lebendige Vorstellung von der Weltkirche.

Die junge Gemeinde St. Hedwig feierte ihre Gottesdienste, aber auch viele andere Feste. Bei den Pfarrfesten gab es manchmal rund um die Kirche viel Programm und kleine, fast kirmesartige Attraktionen. Auch zum Karneval traf man sich während des Veedelzugs auf dem Kirchvorplatz, wo dann sogar Pfarrer Freund mit den Damen der Frauengemeinschaft tanzte. Er war als Pfarrer mitten in seiner Gemeinde dabei, spielte mit uns Fußball und mit meinen Eltern manchmal Tennis. Seine Wohnung stand allen offen. Zeitweilig gab es morgens ein Frühgebet, nach dem er anschließend zum Frühstück einlud. Unser Küster und Kirchenmusiker Willi Leufgens wohnte mit seiner Familie gleich neben dem Pastor. Er sorgte für Ordnung, spielte aber nie den Dorfpolizisten. Da war es nicht schwer, bei Bedarf den Schlüssel zu dem Pfarrheim zu erhalten.

Im Pfarrheim gab es die unterschiedlichsten Aktivitäten der diversen Gruppen und Grüppchen. Es gab auch Diskussionen. Gerade die siebziger Jahre waren ja eine Zeit starker Auseinandersetzungen in der Gesellschaft und in der Politik. Auch in St. Hedwig prallten manchmal die unterschiedlichsten Ideen und Wünsche aufeinander. Es konnte sogar vorkommen, dass nach der Sonntagsmesse auf dem Vorplatz Flugblätter verteilt wurden. Da ging es v. a. um die Dritte Welt und das Verhältnis der Kirche zum Sozialismus. Soweit ich das als Jugendlicher miterlebt habe, war jedoch keine Seite so unversöhnlich, dass es zu endgültigen Zerwürfnissen gekommen wäre. Im Grunde hielten die das Pfarrleben im Wesentlichen tragenden Familien doch zusammen. Dazu hatte Pfarrer Freund mit seiner aufgeschlossenen Art viel beigetragen. Dass er 1982 nach Neuss versetzt wurde, war für die Gemeinde ein schwerer Einschnitt. Der Abschied tat weh und die Neuordnung, die zuletzt zum Ende der Selbstständigkeit der Gemeinde führte, war von scharfen Debatten begleitet. Aber wir alle

spürten auch, dass die Zeit für Veränderungen gekommen war. Die Mitte der 60er Jahre so junge Gemeinde war alt geworden. Nach und nach verließen die vielen Kinder ihr Elternhaus.

Auch ich hatte nach dem Abitur 1978 begonnen, in Bonn Theologie zu studieren. Nach St. Hedwig bin ich seitdem nur noch selten gekommen. Es war immer ein Nachhausekommen. Die Siedlungen links und rechts des Flachsrosterwegs haben ihr Gesicht gründlich geändert. Das evangelische Pfarrzentrum der Bodelschwingh-Gemeinde ist inzwischen abgerissen. Eine neue Generation wohnt in den Häusern unserer Eltern. Das schönste Gebäude im Veedel aber ist nach wie vor St. Ananas. Diese Kirche gibt dem Ortsteil ein unverwechselbares Gesicht. Für mich ist sie voller Erinnerungen. Am Tag nach meiner Priesterweihe habe ich hier zum ersten Mal die hl. Messe zelebriert, später Nichten und Neffen getauft, die Goldene Hochzeit meiner Eltern und dann auch für sie die Exequien gefeiert.

Jeder von uns hat hier seine eigenen Erinnerungen an fröhliche und traurige Ereignisse, an Menschen und Gesichter, an Stationen auf dem Lebens- und Glaubensweg. Diese Erinnerungen sind in St. Hedwig gut geborgen. Der Pinienzapfen auf dem Dach steht für die geistliche Fruchtbarkeit der Gemeinde. Er steht für unsere christliche Hoffnung: Nichts ist umsonst. Gott ist ein Gott des Lebens und hat auch hier einen Platz mitten in unserem Leben.

Pater Marcel Albert, OSB